

Geistliche Arbeit
bedeutet, mit dem
Glaubens- und
Sittensinn...

Die Arbeit
bedeutet, mit dem
Glaubens- und
Sittensinn...

Die Arbeit
bedeutet, mit dem
Glaubens- und
Sittensinn...

Die Arbeit
bedeutet, mit dem
Glaubens- und
Sittensinn...



Sozialdemokratisches Organ

Abgabegebühr
beträgt für die 6
Monate...

Abgabegebühr
beträgt für die 6
Monate...

Abgabegebühr
beträgt für die 6
Monate...

Abgabegebühr
beträgt für die 6
Monate...

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Eckartsberga und die Mansfelder Kreise. Haupt-Vertriebsstelle: Post 42/43. Geschäftszeitung von 7 Uhr früh bis 7 Uhr nachm. u. Schriftleitung: Post 42/43. Sprechstunde werktags 1/2-1/2 Uhr mittags.

„Vollständiger“ Imperialismus.

Die Befürworter des deutschen Imperialismus haben einen schwierigen Stand. Die deutsche Arbeiterklasse markiert, was ihr Klassenbewußtsein anbelangt, an der Spitze aller Völker und läßt sich nicht so leicht ein für ein U. V. normieren. Mögen sie ihr mit allen möglichen Quasialleorien kommen, sie weiß, daß das einzige Ziel dieser Lehren das Verfall ist. Und die Ziele der heutigen auswärtigen Politik sind so rein kapitalistisch, daß es ganz unmöglich ist, die Arbeiterklasse für sie zu begeistern. Deshalb hat Herr Bredow mit seinem kolonialen Kummel bei der deutschen Arbeiterklasse ebenso sehr ab, wie die ganze imperialistische Meute beim Marofftrach. Angesichts dieser schwierigen Lage ist es für die Propaganda des Imperialismus eine Lebensfrage, die Ziele der imperialistischen Politik möglichst zu verdrängen, ihren kapitalistischen Wesenszug möglichst zu verbergen. So schreibt a. B. Dr. Carl in seinem jüngst erschienenen, sehr anregenden Buche: „Preußen-Deutschland diplomatische Niederlagen (Leipzig 1912, Zenius-Verlag)“.

Konkurrenz. Die Auswanderungsquote ist zum Teil zu beheben; freilich nur durch eine Reformarbeit, die lange Jahre erfordert; zum anderen, vornehmlich größeren Teile, ist sie überhaupt nicht zu beseitigen; also: Italien muß eigene Kolonien ausgeben suchen. So Michels und zur Begründung seiner Behauptung sollen folgende Ziffern dienen: Die Zahl italienischer Auswanderer betrug im Jahre 1880 — 119 000, im Jahre 1890 — 217 000, 1900 — 353 000, 1905 — 726 000, 1909 — 625 000; die soziale Forderung der Auswanderer war in den Jahren 1905—1909 folgende: 14,4 Prozent Landarbeiter, 30 Proz. Tagelöhner, Erntearbeiter, 11,4 Prozent Maurer, 11,8 Proz. Tagelöhner. Es handelt sich um eine kapitalistische Arbeiterbevölkerung. Würde also der italienische Imperialismus seine Quelle haben in dem Trachten des italienischen Staates nach Unterbringung seiner bodenlosen Landarbeiter und arbeitslosen Proletarier auf eigenem Grund und Boden, so müßte er zum Ziel seiner Kolonialpolitik ein anderes Land wählen als Tripolis.

In einem Aufsatz im Vortage vorwärts fordern die Sozialarbeiter die Partei auf, gegen die Amtsführung Blochers energische Stellung zu nehmen und schreiben zum Schluß: „Nicht darum wurde er von uns gewählt, um bürgerlich zu werden, sondern als Antipode bürgerlicher Arbeiterfeindschaft. Die Sozialarbeiter sind keineswegs gewillt, die Sache ohne weiteres hinzunehmen. Querschnitt das Volk und dann die Beamten. Die Beamten sind für das Volk gewählt und nicht gegen das Volk. Gehen einige Beamte unter, ist das etwas anderes. Die Sozialarbeiter protestieren gegen die Amtsführung des Genossen Blocher, indem sie gleichzeitig konstatieren, daß eigentlich Polizeieinpostament leidet. Dr. Blocher duldet, daß Müller als Chef des Departements regiert und regiert und nichts Untergebener. Der Sozialarbeiterverband erlaubt die sozialdemokratische Partei Blocher, entsetzliche Stellung gegen Blocher zu nehmen, so wohl in seiner Eigenschaft als Vortage des Polizeidepartements, als auch als Präsident des Gesamtregierungsrats. Wir wollen überzeugte Parteigenossen, nicht Parteigenossen. Wir haben genug bürgerliche Kräfte, von unseren Genossen verlangen wir mehr. Wir verlangen von ihnen soziales Verständnis, Führung mit dem Volke, Errettung der Schäden unserer Volksgenossen, energisches Eintreten für Recht und Wahrheit und kein Puppentheater! Der Sozialdemokrat muß nur den geraden Weg gehen, die dunklen Seitenwege überlasse er anderen; tut er es anders, verdient er nicht, Parteigenosse zu sein!“

„Man diese „populären Strömungen“ zu erzeugen, gilt es für den Imperialismus überhaupt Sympathien zu erwerben. Davor kann man es nicht unterlassen, aus Konkurrenzgeist jetzt weit und breit die Verhältnisse in Maroffo zu schildern, woraus sich für jeden kritisch Denkenden ergibt, daß die deutsche Arbeiterklasse sich glänzend freieren kann, daß Deutschland sich aus der Maroffoskizze zurückziehen mußte. Aber der Grundzug, der durch alle neuere deutschen Arbeiten über die imperialistische Politik fremder Staaten geht, ist der eines Lobhudeles und Apfelsins. Und die bürgerliche Presse schlägt, wenn es ihr gerade nicht anders paßt, in dieselbe Herde. Staaten, die große Kolonien besitzen, werden als Muster angeführt und die imperialistische Politik wird als Vollpolitik gelobt. Daß dies auch in bezug auf den italienischen Imperialismus unterommen werden könnte, war anfangs schwer zu glauben, entwickelte sich doch die deutsche bürgerliche Presse sehr über den italienischen Banditenkrieg. Jetzt aber ist ein Umwälzung in ihrer Stimmung bemerkbar; denn Hugo Wehner, wie sie ihn, lagen sich die Kopfsteine der deutschen Bourgeoisie; den Schaden, den der Krieg unserer Stellung in der Türkei zugefügt, schaffen wir durch Schimpereien auf Italien nicht aus der Welt, wir richten nur neuen Schaden an, indem wir uns die italienische Bourgeoisie entfremden.

Zusammengefaßt mit seiner schon angeführten gewagten Behauptung, daß der italienische Imperialismus zum Hauptzweck hat, die italienische Auswanderung auf eigenem Boden unterzubringen, zeigt dieses Urteil selbst auf, welchen Wert die Arbeit Michels hat: keinen. Sie bringt eine Menge interessanter Tatsachen zusammen, die am besten beweisen, daß der italienische Imperialismus nicht nur den Interessen der beteiligten Völker nicht dient, sondern sie schädigt. Wenn also Michels zur Freude der deutschen Imperialisten einen volksfreundlichen italienischen Imperialismus erdichtet, so ist er ein Mann, der die Enden nicht zusammenfinden weiß und es ist ein charakteristischer Beweis der geistigen Schwäche des deutschen Imperialismus, wenn seine Kopfsteine die Arbeit Michels hervorheben und auf Grund dieser der deutschen Arbeiterklasse einzuweihen suchen, die imperialistische Hauptpolitik könne ihren Interessen dienen. Denn erhebt sich die deutsche Arbeiterklasse besser als jede andere, daß es der Kapitalistenklasse nicht einfallt, sich um das Wohl der Proletarier zu kümmern. Zweitens weiß sie, daß, was auch immer der Kapitalismus herrscht — sei es auch in den günstigsten Kolonialländern — so ein Arbeiter der kapitalistischen Gesellschaft bleibt, solange er nicht die sozialen Verhältnisse zu ihren Gunsten umgewandelt hat. Drittens weiß sie, daß, wenn sie die nötige Macht besitzt, um die Politik der Staaten zur proletarischen Politik zu machen, sie nicht andere Völker zu unterjochen braucht, um sich Brot zu verschaffen. Aber wenn auch die deutsche Arbeiterklasse dies alles nicht wissen würde, so hat sie ihre Sinne beizubehalten und würde auf Grund der Michelschen Ausführungen der deutschen Bourgeoisie zeigen; wir lassen uns durch diese Propaganda für den „vollständigen“ italienischen Imperialismus nicht betören!

In einem weiteren Artikel wird dann noch mitgeteilt, daß Blocher, schon im vorigen Jahre, beim „Mausfresser“ die Sozialisten hatte aufstehen lassen, noch als die Partei offiziell in den Streit getreten waren! Nur selbst hat er die Ausrichtung der Sozialisten mit preußischen Revolutionen mit einer Wärme verteidigt, die die Arbeiter empört habe. Den vielen Tausenden Italienern in Vafel habe er ein Plakat aufgeschlagen verboten, das über sentimental als bezeichnend den Aufbruch in Tripolis beurteilte. Man müsse sich, in der Tat fragen, ob die Wahl Blochers nicht ein Mißgriff ist. In diesem Artikel wird zur Entschuldigend Blochers angeführt, daß er für den Sozialisten nichts sagte, an anderer Stelle aber mehr leisten konnte. Aber auch die Parteimitglieder Blochers gehen zu, daß er, demot amie, daß er wiederholt über die Sozialdemokratie hinweg den Weisfall der Gegener gefunden habe. Wenn er seine sozialdemokratische Weltanschauung nicht vor dem Verfall in den Affektiva bewahren könnte, sollte er lieber abtreten, dann handle er ehrlich an sich und an der Partei. Es räche sich an ihm eben, daß er sich viel zu wenig am Parteileben beteiligt habe, daß er den Kontakt mit seinen Genossen verloren und sich sogar von der Partei zu weit entfernt habe usw.

In die Zeit dieses Umwälzungs in der Stimmung der deutschen Bourgeoisie raht sich glänzend eine Arbeit von Dr. Robert Michels über den italienischen Imperialismus (erhielten in den zwei letzten Hefen des Archivs für Sozialpolitik und als Sonderdruck bei Mohr in Tübingen) an, welche aus der Politik, die in Westafrika nur die Interessen der Herrlichen Banco di Roma und einiger kleinen Güter von Finanzmännern, in der Einbildung die zukünftigen Interessen der Gesamtbourgeoisie vertritt, eine Politik im Interesse des italienischen Volkes macht. „Der italienische Imperialismus trägt eine ganz überwiegende proletarische Note“, schreibt Michels. Er ist in erster Linie ein Imperialismus zur würdigen Unterbringung des aus den unteren Volksklassen bestehenden Bevölkerungsspißes. Das ist übrigens gerade, was ihm seine Berechtigung verleiht und ihn zur Rechtfertigung bringt.“ Diese Ausführungen besitzen für die bürgerliche Presse einen um die Unbeliebtheit in Paris ist, noch vor einigen Jahren organisiert Mitglied der deutschen Sozialdemokratie war und sich zu ihrem linken Flügel schloß. Diese Tatsache verleiht a. B. Herrn Raum an in einen solchen Zustand der Freude, daß er in der Folge einen direkten Rang um Michels ausführt.

Die Arbeiterklasse in der Schweiz hat mit ihren sozialdemokratischen Ministern wieder einmal bittere Erfahrungen gemacht. Der U. B. wird darüber aus Basel geschrieben: In Zürich weißt die Regierung administrativ alle Arbeiter aus, die dem Unternehmen umbeuend geworden sind und der sozialdemokratische Minister Ernst muß häufig aufsehen. In Basel läßt der sozialdemokratische Ministerpräsident Dr. Blocher gar schon freitragende Arbeiter auf Beschäftigung eines Werkführers (I) wegen „Belästigung von Arbeitwilligen“ zu schweren Bußen verurteilen u. a. m. Dagegen lehnen sich jetzt die Arbeiter auf, nachdem sie im Herbst letzten Jahres mit Geduld zugehört und auf Besserung gehofft haben. Die Sozialarbeiter Basels schickten sich in die Öffentlichkeit und protestieren dagegen, daß der Genosse Blocher, der als Präsident der Regierung zugleich Chef des Polizeiwesens ist, den Arbeiterleiden alzu sehr entgegenkommt, daß er „direkt bürgerliche Anschauungen vertritt“ usw.

Es ist das alte Lied: „Zwischen einer kapitalistischen Regierung und einer sozialdemokratischen Regierung, die sich aber zum Aufgeben seiner Überzeugung bekennt.“ Das letztere beklagen die Arbeiter Zürichs an ihrem Polizeipräsidenten (Polizeivorstand), der ebenfalls Sozialdemokrat ist. Bei den Streikbetrieben im Landtage (Kantonrat) wurde er am Montag von den Bürgerlichen auf seiner Ruhe und Energie — gegen die Streikenden in den Himmel erhoben, und der liberale Stabspräsident konnte den Schmarfaden erstreit mitteilen, daß der Polizeivorstand sofort am Tage des Streikausbruchs die Sozialisten zum Schutzwächter Arbeitswilliger aufgeben (also eine Protokoll der Streikenden unternehmen), daß er sofort in der Sicherheitsdienlich eingeführt und alle entbehrlichen Kräfte den Unternehmern zur Verfügung gestellt und daß er abschließend den ersten Belästigungen der Streikbrecher bei der Regierung und Verstärkung der Polizei nachgehört habe! Das alles verlor der Stabspräsident aus einem amtlichen Schreiben, das ihm der sozialdemokratische Polizeivorstand selber geschickte!

Ministerialismus in der Schweiz.

Die Arbeiterklasse in der Schweiz hat mit ihren sozialdemokratischen Ministern wieder einmal bittere Erfahrungen gemacht. Der U. B. wird darüber aus Basel geschrieben: In Zürich weißt die Regierung administrativ alle Arbeiter aus, die dem Unternehmen umbeuend geworden sind und der sozialdemokratische Minister Ernst muß häufig aufsehen. In Basel läßt der sozialdemokratische Ministerpräsident Dr. Blocher gar schon freitragende Arbeiter auf Beschäftigung eines Werkführers (I) wegen „Belästigung von Arbeitwilligen“ zu schweren Bußen verurteilen u. a. m. Dagegen lehnen sich jetzt die Arbeiter auf, nachdem sie im Herbst letzten Jahres mit Geduld zugehört und auf Besserung gehofft haben. Die Sozialarbeiter Basels schickten sich in die Öffentlichkeit und protestieren dagegen, daß der Genosse Blocher, der als Präsident der Regierung zugleich Chef des Polizeiwesens ist, den Arbeiterleiden alzu sehr entgegenkommt, daß er „direkt bürgerliche Anschauungen vertritt“ usw.

In Zürich haben die Parteigenossen wenigstens aus solchen bedauerlichen Vorkommnissen gelernt, die Konstanten zu stehen. Sie verzichten sowohl auf sozialdemokratische Minister als auch auf eine Verankerung der sozialdemokratischen Staatsräte; sogar einen Sitz in der Regierung, den ihnen die Bürgerlichen eventuell ohne Kampf überlassen hätten (1911), haben sie abgelehnt mit der Begründung, daß ein Sozialdemokrat in der Executive erst dann fruchtbar wirken könne, wenn hinter ihm im Parlament eine sozialdemokratische Mehrheit ihm den Rücken deckt. Da das einstweilen noch nicht der Fall sei, verzichte man lieber auf einen weiteren Sitz. — Der Genosse Ernst verlor damals den Wind nicht und blieb weiter Mitglied der Regierung. Heute muß er dulden, daß seine Kollegen sich zu Landtagen der Unternehmern begnügen und daß seine eigenen Genossen von der Polizei mißhandelt und ausgemietet werden u. a. m. Dem Verfall der Zürcher Arbeiter-Initiation von Zeit zu Zeit seinen Parteigenossen Rechte schaff abzugeben, kommt weder er noch ein anderes Mitglied der Executive nach — die Führung mit den Genossen geht zum Teufel. Und es hilft den Genossen nicht einmal etwas, wenn sie bei der nächsten Wahl diese Leute nicht wieder wählen: Sie werden dann eben von den Gegnern gewählt.

Portugal, Schweden und Rumänien haben die internationalen gemeinsamen Verträge über eheliches Güterrecht und Erbschaftserbschaft unterzeichnet. Damit ist der erste Band des internationalen Personenrechts zum Gesetz erhoben.

Der „nationale“ Luftflottenverein. Der Luftflottenverein hat seine Schwerttätigkeit ins nationale Fahrwasser so gut wie vollzogen. Am Sonnabend, den 22. Juni, fand in Berlin unter dem Vorsitz des Reichsstaatsabgeordneten Wallermann eine Ausschussung der Reichsflottenvereins statt. Der schon auf der letzten Mitgliederversammlung angeregte Gedanke, den Verein zu einem nationalen Verein auszugestalten, wurde im Ausschuss angenommen und soll nun einer außerordentlichen Mitgliederversammlung, die Ende Oktober in Mitteldeutschland, wahrscheinlich in Halle stattfinden, vorgelegt werden.

Der Verein wird nun in dem Ruf nach „Stärkung unserer Wehrmacht“ mit dem Wehrverein und dem Flottenverein in Weltbewegung treten nach der Parole: Unsere Zukunft liegt in der Luft!

Ein agrarischer Boykott fehlt der Bund der Landeswirte in Bayern in Szene. Der Landesverband des Bundes richtet an alle seine Mitglieder in Oberfranken, insbesondere aber an deren Frauen, die dringende Aufforderung, daß sie bei ihren Einkäufen in erster Linie jene Geschäfte berücksichtigen, deren Anbieter bewiesen haben, daß sie auch ein Herz für die Landwirtschaft besitzen und die Bedingungen des Bundes der Landwirte freundlich gegenüberstellen. Dieser Boykott soll die Antwort sein auf die angebliche Boykottierung agrarischer oder agrarfreundlicher Geschäftsleute, besonders in Wehrach und Sulmbach, durch die Liberalen. — Das sind nun dieselben Leute, die bei jeder Gelegenheit über sozialdemokratischen „Terrorismus“ schreien!

Rechtsgleichheit in der Kommune. Der Vorstand des Sozialdemokratischen Vereins für den Wahlkreis Düsseldorf I hatte eine Eingabe an den Oberbürgermeister gerichtet, ihm die Räume der städtischen Tonhalle zur Abhaltung einer öffentlichen Versammlung zu überlassen. In dieser Versammlung sollte der Vertreter des Wahlkreises Düsseldorf, Genosse Haberland, Bericht über die Tätigkeit des Reichstages halten. Der Oberbürgermeister hat die Eingabe dahin beantwortet, daß durch früheren Beschluß der Stadtverordnetenversammlung die städtische Tonhalle zu sozialdemokratischen Versammlungen nicht zur Verfügung gestellt werden könne. Den bürgerlichen Parteien steht die Halle anstandslos zur Verfügung.

Österreich-Ungarn.

Die Schreckensherrschafft in Kroatien. Ein südslawischer Genosse schrieb dem Paris: „Wilder und schamloser denn je hat die Gewalttätigkeit des Banus Jurović nach dem Attentat eingeleitet. Er und seine Schergen sind bemüht, diesen Vergewaltigungssatz gründlich auszunutzen. Jurović selbst rief dem flüchtenden Attentäter, dem Studenten Jucis, nach: „Nehmen Sie den Dieb fest!“ Und die Schulente, die ihm nachsahen, schrien auch unaufhörlich: „Gelten Sie den Dieb!“ Jucis wurde von dem Publikum festgenommen, das tatsächlich glaubte, es handele sich um einen gemeinen Verbrecher. Auf dem Wege nach der Wache rief er mehrmals aus: „Wahng Jurović, hoch Kroatien!“ Die Zuschauer blieben stumm und unregelmäßig. Vor der Wache erfaßte der Attentäter, es sei seine Pflicht gewesen, den Jurović zu töten, da er nicht mehr ruhig zusehen könne, wie das Volk Kroatiens vergewaltigt wird. Es handelte sich um eine rein persönliche Tat.

Die Polizei verhaftete aber gleich am demselben Abend über 60 Studenten. Sie konfiszieren eine Versammlung großer Größe, die wahrscheinlich eine Wiederholung des bekannten Freijungmänner Hochverratsprozesses darstellen wird. Vor einem Monate machten nämlich einige kroatische Studenten einen Ausflug nach Belgrad, wobei gegen den Absolutismus in Kroatien demonstriert wurde. Das erste Wort der zumatischen Journalistenlataien nach dem Attentat war: das sei die großserbische Verführung, die den Jurović hätte, Kroatien der habsburgischen Monarchie zu entreißen! Und da Jurović die festeste Stütze der Monarchie sei, so sollte er als erster fallen!

Das Netz der Spionage ist wieder einmal über das ganze Land verbreitet, und mit allen Mitteln bemüht man sich, festzustellen, daß das Attentat in Belgrad von der nationalistischen Vereinigung Narodna Odbrambina beschlossen worden sei, die oppositionelle kroatische Studentenchaft sei nur ein Agent der großserbischen Nationalisten.

Damit nicht genug. Da der Attentäter in Bosnien geboren ist, so verhaftete man in Agram beinahe alle bosnischen Studenten, und energisch wird daran gearbeitet, den Beweis zu erbringen, daß das Attentat das Werk einer geheimen Organisation ist, die über den ganzen Süden der Monarchie verbreitet ist.

Ueber Bosnien geht man weiter nach Dalmatien. Am dem Tag, an dem das Attentat gegen Jurović bekannt wurde, organisierte sich in Dubrovnik, der Hauptstadt Dalmatiens, eine gewaltige Demonstration gegen den kroatischen Banus und zur Wehrberichtigung der Tat des Jucis. Sofort wurde von den Behörden in den Wohnungen mehrerer Studenten

gehaust. Es wurden einige Briefe über die Gründung einer jugendlichen Organisation gefunden, die nach der Ansicht der Polizei revolutionär sein sollte. Jugendliche Politisten aus Agram sind nach Dubrovnik geschickt, um die „jugendliche revolutionäre Organisation“ zu entdecken.

Die hohen und höchsten Herren und Herrschaften aus der serbischen Monarchie beständigsten Druck und unterstützen ihn in seiner Unterarbeit. Die Polizei spielt gewissenslos mit Freiheit und persönlicher Eiderheit der Bürger. Die Galgen werden für die besten Söhne des Volkes aufgerichtet, die von der Regierungspresse als die Typen Bombros, als die moralisch Freijungmänner, verunglimpft werden, weil sie sich nicht verfloßen lassen, und weil sie den Mut zeigen, ihr Volk zu verteidigen. Und während die Regierungspresse getzt und die ganze Opposition verleumdet, ist der oppositionellen Presse verboten, über Haupt etwas von dem Attentat und von den politischen Untersuchungen zu schreiben und die Angegriffenen in Schutz zu nehmen.

So schrankenlos wütet der wahnsinnige Absolutismus im armen Kroatien.

Frankreich.

Die Wahlreform. Im Ministerrat legte am Dienstag der Ministerpräsident Boineau die Haltung dar, die er in der weiteren Diskussion der Wahlreform einzunehmen gedenke. Die Regierung wird sich insbesondere von der Notwendigkeit bestimmen lassen, daß der Gesetzesentwurf über die Wahlreform überhaupt zustandekomme und daß er als wesentliches Charakteristikum der Verhältnissewahl den Wahlquotienten enthält. Von diesen beiden Punkten abgesehen, ist die Regierung bereit, den Forderungen der Linken die Möglichkeit zu geben, an der Gestaltung der Vorlage mitzuwirken. — Der Ministerrat beschloß, von der Kammer einen Kredit von vier Millionen Franz zu verlangen für die Aufbesserung der Gehälter der Deputierten und Deputierten.

Der Kampf ums Brot. In Toulouse beschloßen am Montag 200 Wählermeister in einer Zusammenkunft den Streik. Sie fordern einen Preis von einem Franc für das 5 Pfund-Brot oder 20 Centimes mehr als bisher, doch hat die Stadtverwaltung nur 15 Centimes Zuschlag bewilligt. Der Bürgermeister hat erklärt, daß alle Maßnahmen getroffen sind, um die Anfertigung von Broten zu sichern. — Auch die Wälder von Tarbes haben erklärt, daß sie außerstande seien, sich das für die Brotzeugung notwendige Wehl zu verschaffen, deshalb gab der Präfekt des Departements Hautes Pyrenées bekannt, daß der Handelsminister sie von Paris aus mit den erforderlichen Wehlvorräten versorgen werde.

England.

Das Flotten-Wertrüßen. Im Unterhause kündete der Schatzkanzler Lloyd George am Montag an, daß er aus dem Leberhuh von 6½ Millionen Pfund Sterling eine Million herausnehmen werde, um den Ergänzungsfloottenatz zu decken, den Churchill dem Hause beschloß vorgeschlagen gedenke. Zur Begründung erklärte Lloyd George, bei der Einbringung der Flottenvorlage habe Churchill klar gesagt, daß sich diese Vorlage gründe auf die Annahme, daß das deutsche Flottengesetz ungenügend bleibe. Damals war dem Reichstag eine Vorlage zugegangen, welche gegenüber dem alten deutschen Flottengesetz eine erhebliche Vermehrung enthielt. Seither sei dann die Vorlage Gesetz geworden und es sei nicht mehr eine Möglichkeit, sondern eine Tatsache, der man sich gegenüber befinden. Dies neue Gesetz sehe eine über sechs Jahre verteilte Vermehrung für das deutsche Flottenprogramm vor, die sich im ganzen auf zehn Millionen Pfund Sterling beziffere. In diesem Jahre wird die Summe, die Churchill nachträglich fordern wird, eine Million Pfund Sterling nicht übersteigen, aber in den folgenden Jahren werden hohe Summen erforderlich sein als Folge der Programms, dessen Ausarbeitung Churchill für notwendig halten wird.

Italien.

Volksempörung gegen unerträglichen Steuerdruck. In der Gemeinde Lettore bei Castellamare herrschte große Aufregung über eine neu eingeführte Städtesteuer. Eine Menge zog vor das Rathaus, übermüdete die dort postierten Carabinieri und drang in das Innere des Gebäudes ein. Die empörte Menge warf sämtliche Dokumente zu einem Haufen zusammen und verbrannte sie.

Amerika.

Der Nationalkongress der demokratischen Partei in Baltimore hat seinen Anfang genommen. Wie auf dem Parteitage der Republikaner in Chicago Roosevelt und Laft, so werden sich in Baltimore Bryan und Parler um die Präsidentschaftskandidatur raufen, und es dürfte auch hier nicht ohne tumultuarische Szenen abgehen. Außer Bryan und Parler bewegen sich noch Wilson und noch fünf bis sechs andere demokratische Führer um die Kandidatur. Das demokratische Nationalkomitee hat Parler zum zeitweiligen Vorsitzenden des demokratischen Kongresses gewählt.

Am Sonntag bietet Baltimore ein ähnliches Bild wie Chicago es in der vorigen Woche bot. Die Straßen sind von umherziehenden Menschenmassen überfüllt. In den Hotels ist kein Platz mehr vorhanden. Für Zimmer müssen die höchsten Preise bezahlt werden. Selbst die Speisen und Getränke sind ins Unmaßliche gestiegen. In allen Straßen hört man Musik. Die Zahl der Personen, die fest gefesselt die Straßen durchzogen, ward auf über hunderttausend geschätzt.

Montag nachmittag veranstaltete Bryan nach echt amerikanischer Art unter Vorantritt einer Musikpelle einen großen Umzug durch die Stadt, um für sich zu werben. Die demokratischen Delegierten jubelten ihm während des Zuges durch die Straßen begeistert zu.

Aus der Partei.

Vom Polizeikampf in Breslau.

Der Kampf der Polizei gegen die Breslauer Arbeiterbewegung zeitigt immer neue Schönheiten. Ist genug ist der Polizei schon vom Bericht altetret worden, daß sie ungeschicklich vorgegangen ist, aber trotzdem wird die Politik der Polizeiführer immer fortgesetzt. Jetzt sollen sich wieder einmal familiäre Vorstandsmitglieder des sozialdemokratischen Vereins der Liebertragung des Reichsbereinsgesetze schuldig gemacht haben, weil sie eine am 6. Mai dieses Jahres beschlossene Statutenänderung der Polizei noch nicht angezeigt haben. In Wirklichkeit tritt aber das neue Statut erst am 1. Juli d. J. in Kraft und im Reichsbereinsgesetz steht, daß jede Aenderung der Satzungen binnen zwei Wochen nach dem Eintritt der Aenderung anzugeben ist. Frey dieser durchaus klaren Fassung und trotzdem in der Volksmacht ausdrücklich darauf hingewiesen wurde, daß das neue Statut erst am 1. Juli in Kraft tritt, unternahm die Polizei ihre neueste Aktion. Diesmal waren aber die Bemühungen der Polizei ebenso fruchtlos, wie im nachstehend geschilderten Fall:

Der Leiter der Ortsgruppe des Zentralverbandes der Hausangestellten sollte auf Wunsch der Polizei die Vereinsstatuten und ein Verzeichnis der Vorstandsmitglieder einreichen, weil der Verein eine Einwirkung auf politische Angelegenheiten bewirkt. Vor dem Sachfengerecht hatte die Polizei einen Erfolg zu verzeichnen. Der Leiter der Ortsgruppe, Genosse Wittig, wurde zu einer Geldstrafe verurteilt und die Dienstbotenorganisation für eine politische erklärt. Die Strafkammer hob das Urteil auf und erklärte auf Freisprechung, obwohl sich der Vertreter der „objektiven Behörde“ bezweifelnde Mühe gab, die Dienstmädchen für politisch zu erklären. Als „hochpolitisch“ bezeichnete er es, wenn in einem Flugblatt die Aufhebung der alten Gefindordnung gefordert wird.

Polizei und Staatsanwaltschaft aber werden sich trotz der wiederholten Meinfälle nicht abhalten lassen, immer wieder von neuem die preußisch-deutsche Freiheit prattisch zu demonstrieren.



Hörten Sie schon?
Sagen Sie es Ihren Freunden:
Tasmatzi = Cigaretten
werden am meisten geraucht!
Qualität bleibt Qualität!
Unsere Marine 2 Pkg.
Tasmatzi-Dubec 2½ Pkg.
Elmas ————— 3-5 Pkg.

Die bekannte Sensation

für Halle a. S.,

Grosser Inventur-Ausverkauf

beginnt Montag den 1. Juli.

J. LEWIN

Halle a. Saale.

Marktplatz 2 u. 3.

Erstklassige Qualitäten.

Auffallende Preismässigungen.

Tausendfache Auswahl.

Auf Anregung der Friedhofdeputation haben Magistrat und Stadterwerbsamt...

Knappschützen-Übersichtungsamt Halle. Auf Grund der Versicherungsordnung...

Apollo-Theater. Das übermütige Lustspiel 'Der Bindhund' hat hier denselben großen Erfolg wie im Schauspielhaus...

Boogalier Garten. Am Sonntag, den 30. Juni, ist die Sänger-Schau...

Callesche 500-Jahresfeier in der Moritzburg. Es finden sich noch drei Vorstellungen...

Von der Fleischpreis-Notierungskommission am städtischen Schlacht- und Viehhof...

Unfall bei der Arbeit. Auf einem Neubau auf dem Steinwege wurde ein Maurer beim Hochwinden...

Strassenraub. Am Sonntagabend wurde in der Schlippe zwischen Bernmannstraße und Stralower ein Arbeiter...

Erkannte Leiche. Die am Dienstag in der Nähe der Saalklostermühle aufgefundenen Leiche ist als die einer jungen Schneiderin...

Zusammenstoß zweier Radfahrer. In der Seckauer Brücke stießen Dienstagvormittag zwei Radfahrer zusammen...

Jugendliche Raub. Ein 12jähriger Schulknabe warf am Dienstag nachmittag einen vierjährigen Mädchen einen größeren Stein...

Schadensklage. In vergangener Nacht wurde eine Schauerfischeibe auf der Leipziger Straße von unbekannten Tätern zerhackt...

Explosion. Eine Spirituslampe geriet Dienstag nachmittag in einem Bienenraum in der Glandscher Straße in Brand...

Aus den Gerichtssälen.

Schwurgericht.

Wegen einer Bahnhofsraube mußte gestern der große Schwurgerichtssaal in Weimar gefüllt werden...

Der Angeklagte betritt mit großer Entschiedenheit mit der Fällung beschuldigend zu haben, sich einen rechtskräftigen Vermögensverfall zu verschaffen...

Freigepfunden

wurde.

Aus der Provinz.

Wahlkreis Wittenberg-Schweinitz.

Auf Beschluß der Kreisleitung findet der diesjährige Kreisstag am Sonntag, den 11. August, vormittags 9 Uhr...

Wit Parteiung!

W. Rißchke, Kreisvorsitzender.

Frauenenerbsarbeit in der Landwirtschaft.

Deutschland hat seit 1865 aufgehört, ein Agrarstaat zu sein. Die im gleichen Jahre veranaltete Berufsverteilung...

Unter diesen aber hat die Zahl der erwerbstätigen Frauen auch erheblich zugenommen...

Statistisch nehmen auch hier wie in allen anderen Berufsarten die Hiffen der selbstständigen Personen den größten Raum ein...

1888 gab es in der Landwirtschaft 2 1/2 Millionen Frauen und Mädchen in selbstständigen Stellungen...

Die für 1907 festgestellte höhere Zahl ist nun nicht allein eine Folge der härteren Entziehung von Frauen zur Erwerbsarbeit...

Leider läßt sich nicht betonen, in welchem Maße die erhöhte Differenz auf bloß formale Ursachen zurückzuführen ist...

Überdies verlassen auch ländliche Arbeiterinnen ihre Stellungen und nehmen Beschäftigung in den Anbauergewerken...

Durch die Anwendung von Maschinen, die jetzt auch mehr und mehr selbst in landwirtschaftlichen Kleinbetrieben benutzt werden...

Damit soll nicht gesagt sein, daß Frauen und Mädchen nur zu leichten Arbeiten herangezogen werden...

Die für 1907 festgestellte große Zunahme der Zahl landwirtschaftlicher Arbeiterinnen...

Einsetzen. Aktion. Volksbittsteller. Wie unteren Jahren bekannt ist, tritt vom 1. Juli eine Neuregelung in der Zustellung des Volksbittes ein...

Advertisement for 'Saison-Ausverkauf' (Season Sale) for Brunner & Benjamin, featuring a large graphic and text about prices and dates.

Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.



Nr. 51.



Donnerstag, 27. Juni



1912

Die Hirtenmargret.

Skizze von Hilda Povinelli (Wien).

Am Morgen um halb sieben und nachmittags um zwei trieb die alte Hirtenmargret jeden Tag ihre Kuhherde unter meinen Fenster vorbei, den Weidgründen am Bache zu. Schon lange bevor sie auf der Wiedflache erschien, hörte man ihr schrilles Pfeiflein durchs Dorf gellen, mit dem sie die bereits vor den verschiedenen Bauernhäusern wartenden Kühe zusammenrief.

Sie nahm es sehr genau mit ihrer Pflicht, die Alte, und ihr höchster Ehrgeiz gipfelte darin, ihre Schutzbefohlenen so zu erziehen, daß diese stramm und wohlgedrillt in Reih und Glied wie ein Soldatenregiment einhermarschierten. Rüstig schritt sie, einen sonnenverbrannten Strohhut auf dem Kopfe und einen derben Stock in der Rechten, mit bloßen Füßen in der aufwirbelnden Staubwolke neben der bedächtig ausgreifenden Herde einher und sprach dabei den ganzen Weg lang unablässig und unermüdet auf die gleichmütig vor sich hingelockten Tiere ein, sie zu flotterem Gang ansetzend.

„Nur weiter naheinand'! — Nur furt! — Geh's nur, geht's! — Nur hü! — Schlafen möchten's dir unterwegs!“

Beide der übermütigen Kuh, die es einfallen ließ, aus der schön geordneten Reihe zu treten, um etwa das Gras des Straßengrabens zu versuchen! Entrüßet fuhr da die Hirtenmargret sogleich mit einem behenden Satz auf die Schändliche los.

„Stech! gehst nit ummer! Wirst nit ummergehn, du Mäbenvieh!“

Und mit einigen Stockhieben trieb sie das Tier wieder auf den Weg der Pflicht zurück.

„I werd dir geben, aus der Reih gehn!“

Wie ich erfuhr, hatte die alte Hirtenmargret ihr Amt, die nicht auf die Alm geschickten Kühe auf der ausgedehnten, nicht anbaufähigen Gemeindefeide am Bache zu weiden, noch nicht lange inne. Sie weilte erst seit einem Jahr im Ort, seit sie, die nunmehrige Sechzigerin, nach zwanzigjähriger Wittwenschaft den ebenfalls verwitweten alten Regenbauer, einen Maurer, geheiratet hatte, der sie mit seiner krankhaften Eifersucht beständig quälte und dadurch sie und sich selber dem Gespött des Dorfes preisgab.

An einem bewölkten Morgen, als ich einen Spaziergang an der Weide vorbei unternahm, sah ich sie gerade am Wegrand hocken und auf die friedlich grasende Herde starren. Das scharfgeschnittene Profil ihres Gesichts war einnehmend — in jüngeren Jahren mußte die alte Hirtenmargret sehr hübsch gewesen sein.

Als ich näher kam, wandte sie den Kopf und betrachtete mich aufmerksam, bis ich bei ihr angelangt war, dann grüßte sie freundlich.

Ich erkundigte mich, ob es bald regnen würde.

Sie blinnte prüfend gen Himmel und schüttelte das Haupt mit dem zerklüfteten Strohhut.

„Giazt noch nit,“ sagte sie darauf, „dös sein nur lauter leere Wolken, da ist kein Wasser nit drein. Aber nachmittag wird halt ja a Wetter kommen.“

Sie nickte bedenktlich mit dem Kopfe.

„Dös kenn i Ent recht guat,“ fuhr sie dann fort, „hiazt rennen's erst a bissel am Himmel umanand, asd, weil's bei uns kein Wasser ninderst nit finden können, ziehn sie si' über'n Berg zum See ummer. Dort laufen sie si' an, bis 's recht did und schwarz sein, nachher kennen's alfer vollgesoffener wieder retourtschert und lassen's Wasser bei uns aus. 's kimmt wohl bür, daß sie's bereits unterwegs verlier'n, aber meistens lassen sie's decht bei uns aus.“

Die Alte interessierte mich. Ich wollte gern ein wenig mit ihr plaudern, darum begann ich, die musterhafte Haltung ihrer Kühe zu loben.

„O mei, da fehlt's noch grob,“ wehrte sie bescheiden ab, indem sie mit dem zahnklüftigen Munde geschmeichelt grinste.

„I bin ja erst sidern Frubjahr bei eahner. Aber mit der Zeit werden sie si' schon machen, — dös heißt halt, wann i bei eahner bleiben tu,“ fügte sie mit finsterner Miene hinzu und begann mit dem Stock emsig eine rundköpfige Dübel aus dem Boden zu wühlen. Hierauf schleuberte sie die Entwurzelte mit einem heftigen Ruck weit fort und wandte sich jäh zu mir.

„Und i, i geht furt von eahm, vom Regenbauer!“ rief sie und ihre Augen funkelten zornig, „aso geht dös nimmer lang weiter — sonst werd i a noch narrisch, wo i decht wegen 'em Viech mein Kopf beinand haben muß! A Narr macht zehn Narren und der Regenbauer is a Narr!“

Sie hielt eine Weile inne und blinnte mir herausfordernd ins Gesicht.

„Euer Mann?“ meinte ich.

„Ja, der tat mi zum Spött vom ganzen Ort machen, i bin schon böllig besparat!“

Plötzlich verzerrten sich ihre Züge, denn sie hatte bemerkt, daß sich eine Kuh von der Herde getrennt hatte und nun friedlich jenseits des Baches auf einer kleinen Anhöhe grasete.

„Edelweiß, verfluchtes Kanakli,“ kreischte die Alte, indem sie den verwachsenen Mittel emporschürzte und dann mit hochgeschwungenem Stock über den Bach hinüber auf die Ausreicherin losfuhr. Nach einer Weile kehrte sie mit der Kuh zur Herde zurück.

„Des Duderbiecher, ös grauslich!“ schalt sie beinahe weinend auf die Kuh ein, „wie oft muß i ent noch sagen: die Kuh g'hören a'amm! Dös geht nit, daß a jede von ent a Stund weit von einand grasen tut! Wann ös nachher rausfert werbel's, könntel's ent derlösen a und i tat mein Lebtag nit dagwischen lemnen!“

Dann kam sie wieder auf mich zu.

„Gock! Ent a bissel zu mir,“ forderte sie mich freundlich auf, „i möcht Ent jetzt verzähl'n, wie's lemnen is, daß i noch in meine Jahr 'n Regenbauer'n g'beirat hab.“

Ich willfahrte ihrem Wunsch und die alte Hirtenmargret begann:

„Seht's, i bin in Koppstoan daheim. Bis vor ein Jahr, wis i noch a ledige Wittib gewesen bin, hab i mi' mit'm Waschen durchbracht. Dahier verrentiert si's ja nit, aber in Koppstoan drum sein Leut' g'nuu, die waschen lassen. — Aso a Wascherin bin i g'west und a Häusl hab i g'habt und a Geiz dazu und Gennen und Obstbaum' und Fremde aus Bean auffer hab i a g'habt alle Summer. 's Häusl ist freilich bis über's Dach verschuldt gewesen, noch von mein'm Seligen her, aber i hab decht recht guat g'haust. Vor drei Jahr hab i mir nachher ein kleinwunziges Duam aus'm Findelhaus außerg'nommen, auf daß i halt a was zum Gernhaben hät! 's ist a recht a stabs Kind, der Seppel.“

Ich hab wohl schon früher dran gedenkt g'habt, mir ein Findling aufzuzügel'n, aber 's hat's mir halt allerweil so viel angelan um mein Franzel, mein eigen Sübele.“

Die Hirtenmargret fuhr sich verstoßen über die Augen.

„Mit a Jahr draus, wie's mir mein seligen Siel eingraben hab'n, is mir a mein Franzel auf und dabon in Himmel einerg'flogen.“

Die Krämen übermannten die arme Alte. Sie schämte sich offenbar ihrer Nührung, denn ohne ersichtliche Ursache sprang sie plötzlich auf und während ihr die hellen Zähnen an den Wangen herunterkollerten, lief sie mit drohend erhobenen Stock auf eine Kuh zu, die sich kaum einige Schritte von der Herde entfernt hatte.

„Mirz!l! Wirst nit glei ummergehn, du Untier, grauslich!“ „S' is decht ein Ellend,“ rief sie dann zurückkehrend mit wieder festlingender Stimme, „was i mi abstrapazieren muß mit die Viecher!“

Hierauf setzte sie sich wieder neben mich, sählng die sehnigen Arme um die Knie und fuhr fort zu erzählen.

„Da bin i's vergangene Jahr zu Maria Geburt mit andere Koppstoanner zu unserer lieben Frau von Luchtenhausen wallfahrten g'angen. Wie wir nachher nach'n Kirchen ind



Wirtshaus einkehrt sein, da ist halt der Mehenbauer in ein Hausen Mannerteut' am Tisch nebenbei g'hoht. I muach ihm glei g'salln habn, denn weil i nur a Kracherl vor mir hab stehn g'habt, hat er mir a Glas Wein ummerg'reicht und mi leb'n lassen. Nacher ist 's bald recht lustig hergegangen und er hat mi völlig nimmer auslassen. Nach ein e'lene Tag' ist er mi a Koppstoan heimsuachen kommen. Und wa's bareits an's Furtgehn gangen ist, hat er ang'fragt, ob i ehm nit nehmen möcht. Er war' halt a Maurer und dreihundert Gulden hatt' er a in der Sparlassa drein, die könnt' i amal erben.

„Rei,“ hab' i mir denkt, „war' ja a wahr's Glück für'n Seppel, wann er hiazt ein Batern kriagen tat und einmal a schöne Erbschaft!“ I hab mittlerweile wohl von die Leut' g'hört g'habt, daß er sei Erste ins Grab einerg'eisert hatt, aber i hab mir halt denkt, dös ist a saubere Junge gwest und i hab bareits meine sechzig Jahrln auf'n Ruden.

So hab i halt in Gottes Nam ja gesagt und a Monat drauf, g' Leopoldi haben wir uns g'heiret.

Aber's Eifern hat er decht bis heunt nit aufgeben.“

Die Alte seufzte schwer und sah trübselig vor sich hin.

„Und seine dreihundert Gulden werden a allerweil weniger. Erst hat er fünf Gulden außerg'nommen, nacher zehn, nacher noch a mal zehn und so geht's weiter. — Na ist fürcht, der Seppel wird nit sett von dexer Erbschaft, der arme Bual!“

Sie lachte höhnisch auf.

„Nur was er amal von mir kriegt, ist eahm g'wiß; 's Findelhaus zahlt mir alle Monat sechs Gulden für eahm, die leg' i eahm mit meim bißl Derparten schön g'amm und wann er nacher groß ist, laß i eahm g'studieren. Mit sei'm Kreuzlössl bringt's mei Seppel noch bis auf'n Erzbischof auffer!“

Woll Stolz bildte mir die Hirtenmargret ins Gesicht. Dann aber verfinsterte sich ihre Miene.

Der Mehenbauer freilich meint, der Bua war' nit ascheit gnuu zum Studieren, aber wiß't's, dös sagt er grad nur, weil er halt soviel eifern tut auf'n Seppel. Erst vorntacht hab'n wir wieder ein danischen Dischput g'habt weg'n dem Buam. I soll'n wieder zrud in's Findelhaus gebn, hatt, er gar gwölkt!

Da hab i Ent' aber ordentlich aufbegehrt! Hiazt loß't's auf, was i eahm gar g'sagt habtl!“

Die Hirtenmargret hielt einen Augenblick inne, um die Wirkung des Folgenden zu erhöhen, dann fuhr sie mit erhöbener Stimme fort:

„Mehenbauer,“ hab i g'sagt, „i geh' furt von dir! I sag' dir's heunt 's letzte Mal, i geh' furt von dir. I nimm'n Seppel und wir gehn mitinand auf Koppstoan g'rud. I werd mit allweil ofstehern lassen von dir! I brauch di nit! 'n Seppel bist ein Rabenwater, d' Erbschaft tußt verpußen und mi tatst narriß machen mit dei'm Eifern! Möcht nur wissen, für was i di nacher brauchen tu? Wann's mir nit bang war' um meine Rüah — schon lang war' i dir durch!“

Und Ernst mach' i, meiner Seel, bald er mir noch amal mit seine G'schichten und Fagen kimm!“

„Oha, 's wird Zeit sein zum Heimtreiben“, unterbrach sich die zerkleibte Alte und nestelte aus ihrem Rock eine uralte, verschwärzte Taschenuhr hervor.

„Unsere liebe Frau, i bin böllig verzagt! Zehne ist's bareits vorbei!“ Erschrocken fuhr sie in die Höhe.

„Pfiat Gott, auf ein andermal und nig für unguat, gell, daß i Ent' fortschaffen tu — aber hiazt brauch' i mein Kopp deinand und Des tatet's mi leicht irr machen“, rief sie mir ganz aufgeregt zu, indem sie schleunig zur Herde hinübereilte, um sie für den Heimzug zu ordnen.

Am Abend gab's wirklich ein „Wetter“. Ich stand an meinem Fenster und starrte in die Sintflut, die aus den „vollgesoffenen“ Wollen herniederprasselte, als meine Hauswirtin zu mir herauskam und mir die neueste Dorfneugierkeit mitteilte: Die Hirtenmargret gehe morgen früh mit dem Seppel auf und davon in ihre Heimat zur'ad. Der alte Mehenbauer habe ihr wieder einmal einen fürchterlichen Auftritt gemacht. Er sahre fort, zu schluch und zu toben, daß man es durch's ganze Dorf höre, während die Margret eben ihre Siebensachen zusammenpade.

„Die Häuterin, war' a g'scheiter g'wesen, sie hatt nit noch amal g'heiret auf ihre alten Täg. Hiazt hat's den Narren am Hals“, schloß meine Wirtin mitleidig.

Am nächsten Morgen wedte mich aber wie gewöhnlich das schrille Hirtenspfeiflein aus dem besten Schläse, und wie alle

Lage scholl es zu meinem Erstaunen auch heute in einförmigem Rhythmus zu mir herauf:

„Nur weiter! — Nur furt! — Geht's nur, geht's! — Nur hülo! — Nur weiter nacheinand!“

Also hatte die Hirtenmargret doch nicht Ernst gemacht. Aber ich war neugierig, welche Grund die originelle Alte wohl für ihr Dableiben angeben würde, und da der Regen aufgehört hatte, verlegte ich meinen Morgenspaziergang wieder nach der Weide.

Sie winkte mir schon von weitem zu, und als ich näherkam, wunderte ich mich über ihr seelenbergnügtes Gesicht.

„Gell, Des schaugt's, daß i noch da bin?“ rief sie mir schmunzelnd entgegen. „Die G'mein kann mi halt nit vermissen. Wie i noch gestern nacht mein Häiteramt kündigen g'weest bin, hat mir der Vorsteher eigenhändig auf'n Rücken pascht!“

„Hirtenmargret“, hat er g'meint, „s ganz Tirolerland könnt' eins absuachen und wann eins a mit 'm Laternberl in a jedes Talerl einerleuchten tat, es fand eins keine ninderst nit, die so wie du auf Zucht und Ordnung schaugt beim Viechl — Wirft uns decht dös net antuan, daß d' furtgehst von unsere Rüah!“

„Ja, aso hat er gar g'redt mit mir, der Vorsteher! Wir sein vor lauter Freud' die Zacher nur so aberkugelt.“

„Vergelt's Gott, Herr Vorsteher, hab i röhrer g'sagt, i bleib.“

Ich erkundigte mich, wie sich der Mehenbauer zu ihrem jüngsten Entschlusse verhalten habe.

Sie blinzelte mir bedeutungsvoll zu.

„Heunt um viere in der Fruh ist er wieder g'scheit worden! Dös wird hiazt wohl decht a Zeit lang anhalten, denn er wird mir ein Hunderter auf mein Namen schreiben lassen. Und der Seppel könnt wegen seiner schon im Haus bleiben und gegen's G'studieren hatt' er a nig mehr dagegen — wann i halt nur nit furtgehn tat von eahm, hat er g'sagt.“

I hab amerst wirkli gar nig mehr wissen mögen von eahm, denn 's Eifern wird er wohl nit ganz lassen können, dös is schon a Krankheit von eahm; wie mi aber der Vorsteher so belobigt hat, hab i mir denkt: „A jed's Mandl hat sein Brandl“ und dös is decht no's kleinere Uebel für mi — als von meine Rüah furtgehn müassen! — In Gott's Nam, bleib i halt bei eahm!“

„Na also“, meinte ich und setzte meinen Spaziergang fort. Als ich mich am Balbrand noch einmal nach ihr umwandre, sah ich sie einer ausgerissenen Kuh nachlaufen.

„Edelweiserl, geh' nur fein brav wieder ummer! Die Rüah g'hör'n a'samm!“

Gerührt bog ich in den Wald ein.

(Frf. Btg.)

Santau.')

Von Alfons Paquet

Der Europäer fühlt sich heimisch und sicher in der Niederlassung von Santau. The Bund, die Uferstraße, gleicht einer vergrößerten Rheinallee an einem um das dreifache verbreiterten Rhein. Man weiß wohl: ein paar Tagereisen stromaufwärts führen mitten in das rauhe halb wilde Sjetzkwan, die verschlossenste Proving des Landes, zum Uebergang in das noch rauhere Tibet. Die gelben Menschen, die stromauf und stromab an beiden Ufern in uralten Städten wohnen und ihre phantastischen Pagoden auf den Hügeln errichteten, sind uns fremd wie die Bevölkerung eines anderen Sternes. Die Niederlassung von Santau ist ein kleines, doch mächtiges Einsprengsel der weißen Rasse. Noch nicht tausend Europäer und Amerikaner, von denen viele ihre Frauen und Kinder bei sich haben, bilden diesen Fremdkörper in dem ungeheuren Organismus Chinas. Ihr aller Leben, Gesundheit und Eigentum schwebt hier gleichsam in der Luft. Doch bleiben die Intereschiede der Nationen sorgsam gewahrt in dieser einzigen großen Gemeinde. Ihre Gegenwart bedeutet Geld verdienen, und damit haben sie in diesem Boden, den sie in einem steten eiferfüchtigen Ringen behaupten, Wurzeln geschlagen. Mitten in einer eingeborenen Bevölkerung von vielleicht zwei Millionen erbauten sie an einem Uferabschnitt von höchstens vier Kilometer Länge das prächtigste Viertel. Der Grund mußte erst hinter den Quadern der Uferböschung aufgeschüttet werden. Die Häuser und Höfe sind europäisch solide und lehnen sich nicht im geringsten an chinesische Formen. Das Straßen-

*) Aus dem in den nächsten Tagen erscheinenden Buche: *Li oder Im neuen Osten* von Alfons Paquet (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten u. Loening in Frankfurt a. M.).

neh ist in seinem Plane offen und regelmäßig wie ein Schachbrett. Die Gebäude der Firmen wetteifern mit denen der Konsulate an Stättlichkeit. Jede Niederlassung hat ihren eigenen Stadtrat, ihr Rathaus, ihre Kirchen und Klubs, ihre eigene Polizei, ihre bewaffneten Freiwilligen, ihre eigenen Schulen und Missionen. Steuern und Abgaben werden in jeder Niederlassung anders erhoben. Im Hintergrunde der Fremdenstadt liegen die Missionshospitäler und ein großes von italienischen und spanischen Nonnen verwaltetes Kloster. Die Fremden haben sich in den chinesischen Handel hineingearbeitet, stehen durch ihre Kompradors (Einkäufer) mit den chinesischen Geschäftshäusern in Verbindung, die sich mehr und mehr den fremden Methoden anbequemen, führen den ewigen, stillen, fruchtbaren Kampf des Handelsverkehrs mit Menschen, die man niemals ganz kennen lernt und deren Geschäftsmoral ins Schwanken geraten ist. Sie beschäftigen Tausende gelber Arbeiter in ihren Fabriken und an den Schiffen, die Maschinen, Baumwollwaren, Farbstoffe, Waffen, Kurzwaren, Papier und Glas den Strom heraufbringen und die Erzeugnisse des Landes fortnehmen. Sie tragen der feuchten ungesunden Schwüle des Sommers mit den schlaflosen Nächten, der alljährlich ihre Reihen lichtet, trotz den Aergern und den Enttäuschungen, die ihnen der stumme Widerstand chinesischer Richter bereitet, die sich bei Streitigkeiten nicht selten mit allen erdenklichen Ausflüchten weigern, Recht zu sprechen, trotz den ewig zitternden Konjunkturen der Jahresernten und der Kursveränderungen, die oft jede Berechnung zunichte machen; sie vergrößern ihren Einfluß und ihre Geschäfte mit dem gewaltigen Ernst, den ihnen das Geseß des Kapitals auferlegt, dieses Geseß, das aus Hankau ein chinesisches Chicago entstehen läßt.

Mitten in der prächtigen Allee bei den Landungsbrücken tönt unaufhörlich der monotone Gesang der hart arbeitenden Kulis, inarren die chinesischen Boote an den Steintreppen. Und doch scheinen in dieser vornehmen, monumentalen Häuserreihe die bageren, geröteten Menschen, die in seufzenden, plärrenden Prozeßionen Steine, Häßer, Säde und Ballen über die Straße schleppen, nur zufällig vorhanden. Die Willen und Großhandels Häuser tragen ihre Würde in deutschen, französischen und englischen Bauformen zur Schau. Blumige Rasengärten sind den hohen mächtigen Mauern der Fabrikhöfe benachbart, die nach gesottenerm Tee, nach Verberlohe oder Chemitalien riechen und von chinesischen Arbeitern wimmeln. Festungsbähnliche Wanggebäude mit vergitterten Fenstern wechseln mit behaglichen, hellen, grünbewachsenen Häusern, denen haushohe Gerüste mit hängenden Pastmaten Schatten geben. Leicht wie Gummibälle schwirren die nackten Köpfe der Rickläufer über die sorgfältig gebnete und gepregelte Straße. An den Ecken stehen Polizisten in sauberen Khakiuniformen; hochgewachsene Punjabis mit rosenfarbenem Turban und schwarzem Bart oder geschmeidige bartlose Annamiten mit kreisrundem Strohhut, der in der deutschen Niederlassung mit einem schwarz-weiß-roten Haarbusch geschmückt ist. Am frühen Morgen und in den späten Nachmittagsstunden bewegen sich hier elegante Reiter, Privatridschas, Dogcaris und Staatskutschen mit Dienern hintenauf, die in gelbe, blaugesäumte Staubmäntel gehüllt sind, und die weißgeleibete Welt der Europäer versammelt sich an der Rennbahn und in den Klubs mit ihren patenten Regelbahnen und Billardsälen.

Die Europäerstadt besteht aus fünf Niederlassungen. Abwechselnd tragen die Straßen englische, russische, französische, deutsche und japanische Namen. Der englische Stadtteil ist der älteste. Er stammt aus dem Jahre 1861 und war der Dank der chinesischen Regierung für die britische Hilfe bei der Niederwerfung des Taiping-Aufstandes, der Hankau nach dreimaliger Belagerung in Ruinen zurückließ. Die anderen Konzeßionen, außer der japanischen, die erst vor wenigen Jahren erteilt wurde, wurden 1896 gegründet. Damals räumte die Regierung den drei Staaten, die ihr im Frieden von Schimonoseki gegen die japanischen Ansprüche zu Hilfe kamen, in Hankau und Kientin das Recht eigener Niederlassungen ein. Tausende von chinesischen Kaufleuten, Schreibern, Handwerkern betreiben jetzt ihre Geschäfte in den rückwärtigen Straßen der Europäerstadt. Ihre Läden und Werkstätten liegen in halbeuropäischen Steingebäuden; der gelende und lirrende Lärm ihres Straßenlebens umwoogt die eng aneinander gedrückten Häuser der Taiping Road, an deren Ende das einem riesigen Zirkus ähnliche Gebäude des chinesischen Theaters sich erhebt. Hier in der Wha Cheong Road steht eine große Backsteinkirche mit der Aufschrift St. Pauls Cathedral. Ich betrete eines Sonntagmorgens, vom Brummen der Orgel angelockt, die hohe kühle Halle, nehme Platz in einer der gotischen geschnittenen Bänke, besaune die chinesischen Bibelsprüche an den Wänden und den mit einem hohen Kreuz geschmückten Altar. Noch mehr aber die gut und gewaschen aussehenden Chinesen des Mittelstandes, die sich nach Frauen und Männern geschieden, hier versammelt haben, und den Aufmarsch der Chorsänger mit dem Prediger und zwei Presbytern an der Spitze, wie man es in Amerika bei den Gottesdiensten der Wisloppskirche sieht.

Ein paar Straßeneden weiter steht die kleine, vornehme St. Johns Kirche der Engländer. Chinesen haben hier keinen Eintritt. Da wegen der Hitze die Türen offen stehen, so sieht man drinnen die Leute Inien; über ihren Häuptern bewegen sich die indischen Windfächer, die von zappelnden Chinesen draußen gezogen werden. Die Europäer fühlen sich in diesem kleinen Umkreis als die Herren, so sehr, daß manche seit Jahrzehnten hier wohnen, ohne je ihren Fuß in die dunklen, feintigen Gassen gesetzt zu haben, wo ein friedliches Gedränge das Leben der breiten Straßen verwirrend fortsetzt. Die alten Schwesterstädte Hankau und Hangang säumen mit ihren Gassen beide Ufer des kurzen Bogens, den der Hanfluß vor seiner Mündung in den Yangtse beschreibt. Bis zu dem braunen, von gefährlichen Wirbeln erfüllten Bradwasser dieser Flußmündung reicht die Fahrtrasse der Dampfer, die vor der Europäerstadt wie auf einer offenen Reede Anker werfen.

Man wird nicht müde, hier von einer Bank am Ufer das breite Schauspiel der Schiffe und der arbeitenden Kulis zu betrachten. Bei einer Gruppe von Dschunken, die mit durcheinander wartenden Masten im blendenden Wasser schaukeln, liegt ein kleiner Schleppdampfer, blau wie der Rittel eines Maschinenisten. Eine kühle Brise geht über den Fluß. Der Himmel ist blau, mit einer durchsichtigen weißseidenen Decke darüber. Ein weißer Dredbampfer mit der deutschen Flagge über den Sturzbächen, zwischen denen die das Wasser peitschenden Schaufeln wie optische Signale blitzen, kommt den Strom herauf. Eine Ameisenkar von katabraunten Menschen macht sich an den Leichterbooten zu schaffen, die am Kai liegen. Die dünnen, graulinenen Jaden kleben nah auf den schmalen trockigen Schultern. Scheibenförmige Strohhüte, die mit einem breiten Band unterm Kinn befestigt sind, schützen die Gesichter gegen die Sonne. Oft auch nur ein Stüd Zeitung oder ein billiger Fächer, der unter dem wie eine Krone um den kahlen Schädel geschlungenen Kopf festgebunden ist. Kulis tragen blumig bemalte Teekisten über die Straße. Andere ziehen Baumstämme von einem Floß ans Land. Fünf Mann tragen einen dieser eisengrauen Stämme auf ihren fast brechenden Rücken. Sie gehen mit gebogenen Knien nach dem Kommando ihrer eigenen gepreßten Stimmen, stützen sich taftend mit einem Knüppel auf die Erde, und jeden Trage führt ein anderer Kuli an der Hand. Schwere rohe behauene Steinplatten schwanken an Land, mit Striden an einer Bambusstange aufgehängt, die sich zwei Mann auf ihre Schultern laden. Mit wie sparsamer Bewegung werden diese Lasten aufgeladen, mit wie sicheren Schritten getragen. Das Aechzen unter der Last vormt sich in langgezogene grell einsehende Aehltöne. Vielleicht sind ja die Leistungen der Sänger des chinesischen Theaters nichts anderes als das verklärte Abbild dieser rhythmischen Arbeitsgefänge, und die Kulis fühlen das, wenn sie des Abends in Scharen die Theater besuchen, ihre überdunstenden Zigaretten rauchen und die Ledigkeit ihrer Schultern im Anschauen prächtig kostümierter Schauspielergenießen. Die Lasten, die täglich am Bund von Hankau durch stöhnende Menschen ausgeladen werden, wären wohl leichter durch ein paar solide Dampfkrane zu bewältigen. Aber die Lastträger-Gilden widersehen sich, unterstützt von mächtigen Freunden, dieser Neuerung.

In den großen heißen Fabrikräumen der russischen Faktoreien wird Tee gereinigt und getrocknet. Es gibt Sorten, von denen schon in Hankau das Fund fünf Rubel kostet. So der berühmte Zarentee aus dem Distrikt von Kingtschau am Pojangsee in der Provinz Kiangsi und die Sorten Kimun und Donsa aus Hunan. Selbst die Abfälle des Teestrauches, holzige Zweige, zu Staub verkrümelte Blätter, werden noch verwendet. Dampfpressen formen aus ihnen den sogenannten Ziegeltee, der in einer immer gleich bleibenden Form bei den Völkern des inneren Asiens in den Handel kommt. Er dient den Eingeborenen Tibets so gut wie den Nomadenböllern, den Bauern und Kosaken Sibiriens als unentbehrlicher Zusatz ihrer aus Wasser, Milch, Salz und Schafs fett bereiteten Suppen; jeder Teeziegel ist bei diesen Völkern zugleich ein Lauchmittel. Die guten Sorten des schwarzen Tees gelangen nach Rußland. Früher führten Teelarawanen über Peking durch die mongolische Wüste bis nach Irkutsk. Seit einem Jahrzehnt aber werden diese großen Teestrachten von Hankau auf russischen Dampfkränen nach Wladiwostok gebracht und gehen erst mit der sibirischen Bahn westwärts. Künftige Bahnen werden diese großen Teetransporte wieder durch die Mongolei führen.

Das Seligtum einer jeden russischen Teefaktorei in Hankau ist die Probierstube. Sie ist ein Raum mit kahlen, geschwärtzten Wänden, mit Verschlägen von den Fenstern, die das grelle Licht abblenden, eine Art Laboratorium, auf dessen Tischen in langen Reihen peinlich saubere Schalen, Rännchen und Laffen aus weißem Porzellan aufgestellt sind. Die Prüfer entnehmen den Binnlosen die Proben auf weißen Papiertabletten, um zunächst den trockenen Tee zu beriechen. Es folgt Kostprobe. Der chinesische Diener füllt von jeder Sorte das mit der Feinwaage gemessene Quantum in ein Rännchen, gießt aus einem kupfernen Kessel heißes Wasser nach, läßt den Tee nach

der Sanduhr etwa vier Minuten ziehen und gießt den braungoldenen Trank in die kleinen Schalen. Der Schmecker nimmt mit dem Porzellanlöffel nicht mehr als ein Schüßchen von jeder Sorte in den Mund und speit es dann in eine Blechkanne, denn der frische Tee hat keine angenehmen Wirkungen auf den Magen. Auch die ausgekochten Blätter werden verbrochen, nachdem das Wasser abgeschüttet wurde, und das Resultat der Probe wird schließlich in das eigene „Tee-Taub-Journal“ eingetragen. Sechs große russische Teefirmen haben ihre Niederlassungen in Hankau; ihre Saison dauert nur zwei Monate im Jahr. In der übrigen Zeit haben hier die Russen das herrlichste Leben.

Es gibt noch andere Industrien in Hankau, die in der ganzen Welt nicht ihresgleichen finden. Viele der großen Ostasiensfirmen besitzen mehrere Faktoreien für verschiedene Zwecke. Weiße Säcken dienen nur der Lagerung und Verladung des Seilams, dessen braune linfengleiche Körnchen in raselnden Strömen die von Staub umwölkten, von Schwaben umflogenen Reinigungsmaschinen durchlaufen und die Säcke füllen. Die englischen Firmen betreiben in der Hauptstadt Reedereigeschäfte und Versicherung. Deutsche Firmen suchen ihren Gewinn an Holzöl, Damenfedern und Schweinsborsten. Es gibt mehrere Albuminfabriken. In der größten, die einer deutschen Firma gehört, werden während der Sommermonate bis zu zweihunderttausend Enteneier täglich verarbeitet. Ein paar hundert chinesische Weiber und Kinder sind dann mit nichts anderem beschäftigt als mit dem Aufschlagen der Eier, von denen das Weiße und das Gelbe in besondere Bottiche gesammelt wird. Das letztere wird mit chemischen Zusätzen in Europa für industrielle Zwecke verwendet. Das Eigelb wird in Pfannen eingetrodnet, um dann in Pulverform verpackt zu werden, oder man füllt das Dickflüssige in zimmerne Büchsen; daheim findet es in photographischen Fabriken und als duftende Wischmittelsubstanz im Konditoreigewerbe Verwendung. Natürlich geschieht diese Arbeiten unter Aufsicht und mit größter Sauberkeit. Eine amerikanische Firma schlachtet Schweine in Masse und versendet das gestrorene Fleisch. Andere Firmen füllen Fässer mit dem vegetabilischen Talg, der aus den knollenförmigen Früchten des *Sillingsia*-Baumes gewonnen wird, versenden Schiffsladungen von roh zubereiteten Büffelhäuten, Ladungen von Baumwolle oder Gallnüssen oder Jute, Hanf und Chinagas, das die Seilerei verbraucht. Die angloamerikanische Tobacco-Company erzeugt in ihrer hiesigen Faktorei nicht weniger als zwei Millionen Zigaretten täglich. Angestellte der Gesellschaft bereisen das Land wie Missionare, die auf den Marktplätzen der Dörfer den Tabakbau predigen, Flugblätter verteilen, Tabaksaat umsonst abgeben. Außer den Fabriken der Europäer bestehen in Hankau aber auch große chinesische Unternehmungen, an ihrer Spitze das berühmte Eisen- und Stahlwerk von Hanjang und die fast beschäftigten Jangtse-Ingenieurwerke, die Schiffe und Stahlkonstruktionen bauen. Die Regierung hat eine Papiermühle, eine Nadel- und Nagelfabrik, ein Zementwerk, ein Wasserwerk und eine elektrische Kraftstation errichtet, und auf beiden Ufern des Stromes sind Getreidemühlen, Ölpresen und Erzschmelzen errichtet.

Kleines Feuilleton.

Wieviel Menschen kann die Erde ernähren?

Die Frage hielt man bis vor kurzer Zeit für „brennend“. Damals, als man bewies, wie die Menschheit sich immer stärker vermehrt und der Kampf um die Futterplätze immer verzweifelter werden müßte.

Gegenwärtig ist die Sorge der Wissenschaft ins Gegenteil gerichtet. Der jährliche Geburtensturz, der eine internationale Erscheinung ist, erfüllt die ehemaligen Ueberbevölkerungspolitiker mit schredenden Todesahnungen steigender Entvölkerung.

Dennoch ist die Frage nach der Leistungsfähigkeit der Erde keine ganz müßige Spielerei, weil sie, vernünftig gestellt, die andere Frage, die die soziale Lebensfrage ist, einschließt: Kann die Erde die Menschen gut ernähren? Ist die Massennot eine natürliche Erscheinung oder nur eine Wirkung unfinniger Organisation der Gesellschaft?

In Schmollers Jahrbuch untersucht der bekannte Weltstatistiker Karl Ballod das Problem. Die zu entscheidende Frage ist, welche Lebenshaltung angenommen werden kann. Der größte Nahrungsspielraum ergibt sich bei pflanzlicher Nahrung; dann kann die ganze anbaufähige Erdoberfläche herangezogen werden, während bei Fleischnahrung das Hausier als Konkurrent der Menschen auftritt. Auf den Kopf der Japaner entfallen 200 Kilogramm jährlich an Getreide, in Deutschland 450 Kilogramm, in Amerika 1000 Kilogramm. Der Mehrverbrauch erklärt sich aus der Viehhaltung, die auch als Mittel der menschlichen Bekleidung nahrungszweckend wirkt: wenn alle Deutschen sich nur in deutsche Wolle kleiden

wollten, brauchte man die Hälfte der landwirtschaftlichen Fläche für die Ernährung der Schafe.

Der englische Geograph Ravenstein hat auf der Erde Nahrung für 6 Milliarden berechnet, der Statistiker v. Pircks erhöhte die Zahl auf 9 Milliarden. Oppenheimer fand gar — unter Annahme technischer Zukunftsmöglichkeiten und Beschränkung der Nahrung auf Wurzelfrüchte und Gemüse — die Erde für 200 bis 250 Milliarden nahrungsfähig.

Ballod kommt zu anderen Ergebnissen. Er hält die Schätzungen der Anbaufähigkeit der Erde für zu hoch. Er errechnet in den Tropen 30,6 Millionen Quadratkilometer anbaufähige Fläche (mit heute 600 Millionen Bevölkerung), in der gemäßigten Zone 25,3 Millionen Quadratkilometer anbaufähige Fläche (mit 1180 Millionen Bevölkerung). Nimmt man an, daß von diesen 5600 Millionen Hektar die Hälfte als Acker benutzt wird und daß, nach amerikanischem Maßstab, zur Ernährung eines Menschen 1,2 Hektar Ackerland gehört (einschließlich der Ernährung von Rind- und Fugvieh), so kämen wir zu einer möglichen Erdoberfläche von nur 2333 Millionen Menschen. Nach der deutschen Lebenshaltung ist auf den Kopf der Bevölkerung nur 1/2 Hektar erforderlich; das wäre ein Spielraum für 5600 Millionen Menschen auf Erden. Unter Zugrundelegung des japanischen Standards kämen wir auf 2400 Millionen Menschen. Man erkennt daraus, welche Bedeutung die Höhe der Lebenshaltung für die Frage hat.

Ballod kommt endlich zu dem Ergebnis, daß bei hoher Lebenshaltung die Menschheit sich noch verdreifachen könnte, auf etwa 5600 Menschen. Als hoher „Standard of life“ gelten ihm die deutschen Verhältnisse. Daraus würde sich aber — wenn man alle diese Zukunftsspekulationen außer acht läßt — die aktuelle Tatsache ergeben: daß die Menschheit in ihrer heutigen Zahl allen ihren Mitglieedern eine dreimal höhere Lebenshaltung ermöglichen könnte, als die deutsche der Gegenwart. Und diese Ziffer würde sich natürlich noch vervielfachen, wenn man alle diese Kulturwöllern allein diese Hebung zuteil werden ließe. So beweisen auch alle diese an sich müßigen Spekulationen, daß die heutige Menschheit durch ihre politisch-wirtschaftliche Organisation des natürlichen Reichturns ver-raubt wird, der sich ihr darbieten könnte.

Eine Riesenaufgabe des modernen Städtebaues.

Die kühne Abicht der australischen Bundesregierung, in einer bisher völlig unbesetzten Gegend nach einem einheitlichen Plane eine neue moderne Metropole entstehen zu lassen, die künftig die Hauptstadt des australischen Staatenbundes sein soll, ist nun um einen entscheidenden Schritt vorwärts gerückt. Die australische Regierung hatte, wie bereits früher berichtet wurde, die Architekten aller Länder zu einem großen internationalen Wettbewerb aufgefodert. Die Entscheidung über die eingereichten Entwürfe ist nun gefallen, die Siegespalme ist einem amerikanischen Architekten erteilt worden, die Pläne des Baumeisters Walter Durely Griffin aus Chicago sind nunmehr genehmigt. Wohl selten ist dem modernen Städtebau eine so gewaltige und einzigartige Aufgabe gestellt worden; hier war dem Baukünstler die Möglichkeit gegeben, die Anlage einer ganzen vollkommen neuen Stadt auf einem Flächenraume von mehr als 25 englischen Quadratmeilen mit allen Einzelheiten zu entwerfen. Der preisgekrönte Entwurf gibt die Pläne und Zeichnungen für eine Stadt, die einstweilen 75 000 Einwohnern Raum gewährt; die Möglichkeit eines Wachstums der Stadt ist von vornherein berücksichtigt. Griffins Plan führt alle Hauptstraßen der künftigen Bundeshauptstadt strahlenförmig auf ein Zentrum, an dem die wichtigsten Regierungsgebäude entstehen sollen. Die Vororte bilden wiederum ähnliche kleinere Zentren, von denen die Straßen strahlenförmig ausgehen. Die künftigen Anlagen von Straßenbahnen und Dampfbahnen sind sehr geschickt in das Projekt verwoben. Der Entwurf umfaßt ferner die Pläne für die Regierungsgebäude, das Parlament, die Ministerien, die Gerichtsgebäude, Kirchen, Universitäten, für das Stadthaus, die Bahnhöfe, die Markthallen, kurz für alle notwendigen Bauten.

Humor und Satire.

Väter und Söhne. „Mir war es nur beklieben, den Sang an Aegir zu komponieren, dir hat Gott verliehen, ein ganzes Buch zu schreiben!“

Vom Feld der Ehre. „Is bei der Pistolenkiste nicht herausgekommen?“ — „Ne, un wir hatten uns alle schon so auf ne Memonierleiche gefreut.“

In der Zeit der Kongresse. „Sie, entschuldigen S', warum wird denn da jetzt alleweil vom Krebs g'redt? Es gibt do no was anders aa auf der Speisarten?“ — „Ja, Sie haben wahrscheinlich in die Gastwirteversammlung gehen wollen. Hier ist der medizinische Kongreß.“ (Simpl.)

Vorteil. „Eins hat ja der Flugport vor dem Bergport voraus: Man braucht nicht so lange zu krazeln, bis man eine richtige Abstragelegenheit findet!“ (Jugend.)

Verantwortlich: Karl Bod in Halle a. S. — Druck der Hälleschen Genossenschafts-Buchdruckerei.